

GEORG WEERTH, EIN DEUTSCHER ACHTUNDVIERZIGER AUS DETMOLD

von Erich Kittel

Zeittafel

Geboren Detmold 17. Februar 1822, gestorben 30. Juli 1856 Havanna.

1836–39 Schulabgang mit 14 Jahren aus der Sekunda, kaufmännische Lehre in Elberfeld, der Heimat der Väter

1840–41 Buchhalter im Gräflich Meinertshagenschen Kontor in Köln

1842–43 Kommis beim verwandten Kommerzienrat Friedrich aus'm Weerth in Bonn

1843 (Ende) bis 46 Kontorist in der Textilfirma Passavant in Bradford

1846–48 in Brüssel Vertretung des Textilhauses Emanuel & Sohn, Hamburg und Bradford, für Frankreich, Holland, Belgien. 1847 Teilnahme am Freihandelskongreß zu Brüssel. Nach Ausbruch der Revolution in Paris

1848–49 Herausgabe der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in Köln zusammen mit Marx und Engels

1849–52 auf Geschäftsreisen in Europa für die Firma Emanuel. Februar bis Mai 1850 3 Monate Haft in Köln (Klingelpütz) wegen Beleidigung des Abgeordneten der Nationalversammlung Fürst Lichnowsky

1852 (Ende) bis 56 Reisen in Westindien und Südamerika für die Textilfirma Steinthal, Manchester. 1855 wieder 6 Monate in Europa.

Georg Weerth, dessen eigene Schriftstellerei in der Kölner Zeit mit fröhlichen Trink- und Liebesliedern im Volksliedton einsetzte, wurde unter dem Eindruck der erschütternden sozialen Notstände des englischen Frühkapitalismus zum revolutionären Mitstreiter von Marx und Engels, mit denen er gemeinsam 1848/49 die Neue Rheinische Zeitung in Köln herausgab. In ihr sowie in der Kölnischen Zeitung erschienen vor allem die Feuilletonreihen „Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“ sowie „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ (Buchausgabe Hamburg 1849). Seine anfangs volksliedhaften, dann an der Feuerbachschen Philosophie orientierten, zuletzt klassenbewußt proletarischen Gedichte („Lieder aus Lancashire“) blieben, etwa von einzelnen Abdrucken in demokratischen Sammelwerken von Püttmann und Heß abgesehen, bis zu Weerths neuerlicher Wiederentdeckung weitgehend ungedruckt. Georg Weerth, nach Friedrich Engels der „erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats“, gehört nicht nur zu den revolutionären Dichtern der vierziger Jahre, sondern durch seine satirischen und witzigen Feuilletons, Skizzen, Reiseberichte, Sozialreportagen zu den glänzendsten Erscheinungen des deutschen Journalismus in der Epoche vor 1848 und zur Revolutionszeit. Neuerdings erfolgten zahlreiche Einzelausgaben und Übersetzungen in fremde Sprachen. Die literarische Wiederentdeckung Georg Weerths ist ein ungewöhnliches Phänomen unserer Zeit, ermöglicht dadurch, daß Georgs Großneffe Karl Weerth († 1960 in Detmold), bereits an wertvolle handschriftliche Vorarbeiten seiner Tante, also Georgs Nichte Marie Weerth (1851 bis

1925) anknüpfend, ein Lebensbild Georgs 1930 erscheinen ließ und den Nachlaß zugänglich machte. Georg Weerths Sämtliche Werke wurden in fünf Bänden von Bruno Kaiser herausgegeben (Aufbau-Verlag Berlin 1956/57). Letzte Veröffentlichungen sind mein 1968 abgeschlossener Beitrag „Georg Weerth“ in den Westfälischen Lebensbildern Band 10, Münster 1970, und Florian Vaßen, Georg Weerth. Ein politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848/49, Stuttgart 1971.

Der Nachlaß Georg Weerths, von besonderer Bedeutung durch das reichhaltige unveröffentlichte Material, gelangte nur nach großen Schwierigkeiten dank den Bemühungen von Engels und Freiligrath in den Besitz der Familie nach Detmold, z. T. erst 15 Jahre nach Weerths Tod. In Detmold sind die Briefe von Marx und Engels an Georg Weerth leider vernichtet worden; die von Weerth geführten Tagebücher gingen anscheinend in Hamburg verloren. Der gesamte erhaltene, immer noch umfängliche Nachlaß befindet sich heute vor allem im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, ferner, vornehmlich in Fotokopien, aber auch z. T. Originalen, im Marx-Engels-Lenin-Institut in Moskau und mit allerdings nur noch wenigen Originalhandschriften (s. u.) in der Lippischen Landesbibliothek, wo sich auch das um 1910 angefertigte, schon erwähnte Manuskript von Marie Weerth (Georg Weerth 1822–1856. Ein Lebensbild) mit zahlreichen Briefabschriften und -auszügen befindet.

Die kleine lippische Residenzstadt Detmold ist in überraschend starkem Maße mit den nach England gegangenen namhaften deutschen Achtundvierzigern verbunden. Ein in den kleinen und engen Verhältnissen besonders stark empfundener Druck des vormärzlichen Regierungssystems, der in der bürgerlichen Intelligenz gerade hier günstigen Nährboden für revolutionäre Gesinnungen geschaffen hätte, war wohl weniger die Ursache als vielmehr der kulturelle Sog des liberalen Rheinlands, der in dieses außerhalb Preußens gebliebene alte Kölner Einflußgebiet fortwirkte. Detmolder war Freiligrath. Er hat allerdings seinen Geburtsort bereits als 15jähriger Primaner im Jahre 1825 verlassen, und es geht kaum an, seine spätere revolutionäre Haltung auf Detmolder Eindrücke und Einflüsse zurückzuführen. Ähnliches dürfte für die politischen Anschauungen Malwida von Meysenbugs und ihres Freundes Theodor Althaus gelten. Dieser und sein Bruder Friedrich Althaus waren Schüler Kinkels in Bonn. Friedrich schloß dort Freundschaft mit Carl Schurz, der für den Fall eines Scheiterns seines kühnen Befreiungsplanes für Kinkel auch Detmold als Zufluchtsstätte und Versteck für sich in Aussicht genommen hatte. Friedrich Althaus hat später, als er als Schriftsteller und Privatlehrer in London lebte, enge persönliche Beziehungen zur deutschen Emigration gepflogen, ohne ihre politischen Anschauungen in allem zu teilen. Seine Frau Anna geb. Koppe gehörte zum Kreis der Hamburger Frauenhochschule und war mit Malwida befreundet; Georg Weerth hat sie auch einmal in Detmold bei der Familie des Generalsuperintendenten Althaus und später in Hamburg gesehen.

Detmolder war nun als Sohn des lippischen Generalsuperintendenten Ferdinand Weerth († 1836) auch Georg Weerth. Zu den politischen Flüchtlingen ist er allerdings nur kurze Zeit zu zählen; er selbst hat diese Rolle für sich abgelehnt. Am 4. Juli 1849 wurde er vom Landgericht Köln wegen Beleidigung des Abgeordneten der Nationalversammlung Fürst Lichnowsky, die in Artikeln über den „Ritter Schnapphahnski“ erblickt wurde, zu 3 Monaten

Gefängnis verurteilt. Eine Appellation wurde am 3. Oktober verworfen, desgleichen im Januar 1850 ein mit Hilfe Lassalles in Berlin eingereichter Kassationsantrag. Weerth entschloß sich daraufhin, aus Berufsgründen reinen Tisch zu machen, verließ London und saß seine Strafe vom 25. Februar bis zum 26. Mai 1850 in Köln ab; danach war er ein in seinen Bewegungen in Deutschland nicht gehemmter freier Mann, der sich nicht gezwungen wie die übrigen Opfer der gescheiterten Revolution, sondern freiwillig monatelang in England aufhielt. Seine Rolle während der Revolution von 1848 und seine engen Beziehungen zu Marx und Engels auch in England begründen jedoch seine Zugehörigkeit zur dortigen Gruppe der deutschen Achtundvierziger.

Nichts zeigt stärker den bei Weerth durch das Scheitern der Revolution eingetretenen Bruch als die Beobachtung, daß er danach kaum noch etwas geschrieben hat. Sein zukunftsgläubiger Optimismus war dahin, seine politische Feder ohne Ziel, und zur unpolitischen Lyrik hatte er die Brücken so radikal hinter sich abgebrochen, daß er dahin nicht mehr zurückfinden konnte. Seinem Abscheu vor der mittelmäßigen romantischen Tageslyrik, den Liebesliedern mit Gelb-Veigelein, Rosen, Tränen und Bachgemurmeln hat er 1851 in einem Brief an Engels beredten Ausdruck gegeben. Angesichts dieser Konkurrenz ist er verstummt.

Man kann sagen, daß Weerth wie kaum einer der übrigen Achtundvierziger durch das Scheitern der Revolution seinen eigentlichen Lebensinhalt verloren hat. Er hat danach ein unstetes Wanderleben geführt, das ihn an keinem Ort mehr zur Ruhe kommen ließ. Seine häufigen Geschäftsreisen, die in interessanter Weise die herrschende Stellung der englischen Wollindustrie im damaligen Europa widerspiegeln, führten ihn bis Schottland im Norden, Gibraltar im Westen und Schlesien im Osten, und es war nicht nur von außen an ihn herantretende geschäftliche Notwendigkeit, die ihn so umtrieb. In dem so heiß ersehnten Spanien langweilt er sich schließlich, da man dort „so sehr außer aller Welt“ ist, um sich im regnerischen Hamburg sofort wieder nach dem schönen Himmel Spaniens zurückzusehnen. Wenn er sich heute eine Reise nach New York wünscht oder der ferne Westen jenseits der See und die Ufer des Mississippi als letzte Zuflucht aus der Philisterei winken, so entsteht morgen als Wunschbild, sich einmal als reicher Mann in Detmold niederzulassen, um jeden Abend in der Resource, dem Detmolder Bürgerklub, guten Wein zu trinken. Am deutlichsten hat er seiner mutlosen und pessimistischen Stimmung in einem Brief an den Lieblingsbruder Wilhelm vom 16. April 1851 Ausdruck gegeben. Er bekennt Abscheu vor dem gesellschaftlichen Firlefanz nach allen Erlebnissen und angesichts des traurigen Schicksals vieler seiner Freunde; Mutlosigkeit und Leere nach dem Scheitern der Revolution, an der sich beteiligt zu haben er doch nicht bedauern kann, da ihre Größe Besseres erhoffen ließ; Verachtung des eigenen, politisch unfähigen Volkes. Nur in der Arbeit scheint ihm noch Befriedigung möglich. „Mein alter Humor will nicht wiederkehren.“ An Marx hatte er am 3. März des Jahres geschrieben: „Aber was ist das Rätsel dieser meiner Unstetigkeit und daß ich keine zehn Minuten ruhig mehr auf dem Hintern sitzen kann? Die Revolution ist schuld daran! Die Revolution hat mich um alle Ruhe, um alle Heiterkeit gebracht.“ — „Nur Unruhe, Unruhe! sonst bin ich verloren“, bekommt wenig später Engels zu hören.

Weerths historische Bedeutung liegt darin begründet, daß er von allen politischen Dichtern der Zeit zweifellos am tiefsten in den von Marx und Engels für das Proletariat begründeten wissenschaftlichen Sozialismus eingedrungen war und diese Grundsätze in Lyrik und Prosa vertreten hat, daß er diesen beiden Männern nahestand und mit ihrem praktischen Wirken während der Revolution aufs engste verknüpft war. Er ist der einzige „Marxist“ unter den deutschen Achtundvierzigern in England, dessen äußere und innere Entwicklung für uns faßbar wird. Im übrigen war er alles andere als eine typische, vielmehr eine äußerst individuelle Erscheinung, die Engels schon 1847 als ein independent member bezeichnete und die nach 1848 ihren eigenen, von Marx und Engels fortführenden Weg gegangen ist. Wie er sich zu Bismarck gestellt haben würde, mit dem alle überlebenden Achtundvierziger sich innerlich auseinanderzusetzen hatten, wissen wir nicht; die Vermutung liegt hier am nächsten, daß er die Haltung von Marx und Engels geteilt haben würde. Mit seinem von Marx bewunderten inneren Schwung, vom allgemeinen Freiheitsdrang der Zeit zum Kampf gegen alle überkommene Autorität getrieben und doch von den sittlichen Grundsätzen seines elterlichen Pfarrhauses bis zuletzt sicher getragen – ein Bohemien nicht im Leben, sondern nur auf dem Papier, voll sprühenden Witzes und mit ironischem Spott sein warmes Herz verbergend, reich an Freunden und zuletzt auch an beruflichen Erfolgen, und doch nach dem Zusammenbruch der Jugendideale ohne tragende Lebensmitte, ein unsteter Wanderer gleich dem von ihm als geistigen Ahnherrn in Anspruch genommenen Don Quichote von la Mancha: Dieser Georg Weerth verkörpert uns ein menschliches Mitgefühl und Interesse erweckendes, sehr persönlich gestaltetes Leben jener bewegten Jahrzehnte, das wir unter den Einzelschicksalen der deutschen Achtundvierziger nicht missen möchten.

Georg Weerths Briefe gehören zum Interessantesten, das aus seiner Feder geflossen ist, und unter den erhaltenen Korrespondenzen nimmt an Umfang der Briefwechsel mit der Mutter den ersten Platz ein. Sie war der Mensch, der ihm in seinem kurzen Leben zweifellos am nächsten gestanden hat, und die Mutter mußte den Sohn vor sich ins Grab sinken sehen. Geistig gingen die Wege von Mutter und Sohn weit auseinander; ihre Auseinandersetzungen darüber sind menschlich anrührende Dokumente von exemplarischer Gültigkeit für das Generationsproblem, hier zwischen Mutter und Sohn. Die „verw. Generalsuperintendentin“, wie sie einen bösen Brief an Hermann Püttmann unterzeichnete, appellierte an sein „Mitgefühl für eine der männlichen, väterlichen Stütze beraubte Mutter, der von Gott die Sorge für das Wohl der Ihrigen zunächst auferlegt wurde“. Sie nahm Anstoß an den von Püttmann geförderten poetischen Versuchen ihres Sohnes und insbesondere an dem unter voller Namensnennung des Verfassers am 5. Februar 1843 in der Kölnischen Zeitung abgedruckten Gedicht „Die Schenke“:

Mein Herz, des Sanges schier entwöhnet,
Schlägt jetzt von neuem wild und heiß.
Drum auf, ihr Saiten, klingt und tönet!
Ich singe einer Schenke Preis!

Das Lied pries den Wein, die Wirtin, die trotz Widerstrebens geküßte Tochter Marie und den dicken Wirt, für dessen Bauch die Kirchentür zu klein ist. Bruno Kaiser hat in seine Briefsammlung die Briefe der Mutter

nicht mit aufgenommen, sie nur gelegentlich zitiert. Ihr Umfang bereitet einem Abdruck zweifellos gewisse Schwierigkeiten, doch wird insbesondere auch die lippische Landesgeschichtsforschung an diesem Briefkorpus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht vorübergehen können. Es folgt hier der Brief zur eben erwähnten Gedichtveröffentlichung:

DIE MUTTER AN GEORG WEERTH

Detm. Febr. 43

Eingedenk Deines Geburtstags, mein Georg!, hätte ich sonst schon früher geschrieben, aber diesmal vermochte ich's nicht; zum ersten Mal seit Deinem Dasein beging ich ihn mit Kummer an Dich, — ich hätte Dir nicht mit unbefangener Herzlichkeit entgegenkommen können und deshalb unterblieb es besser —; denn O!, wie schmerzlich ist es einer „Treuen Mutter“, das nicht zu können! Dein eignes Herz — sollte ich denken — müßte es Dir sagen, was mich so tief bekümmert und betrübt — oder solltest Du wirklich den Inhalt meines letzten — von Dir verlorenen — Briefs so gänzlich vergessen haben, daß Du Dich auch der wiederholten Warnung vor der Veröffentlichung Deiner bis dahin freilich noch unschuldigen Gedichtchen nicht erinnerst? Schon dies hätte ich alle Ursache, gar sehr zu bedauern, aber teils ist's nicht wohl zu glauben und teils beweist Deine Rechtfertigung Püttmanns das Gegenteil. Ich erinnere mich's noch sehr deutlich, Dir, nachdem ich nochmals das Ungehörige und Gefährliche dieser Veröffentlichungen auseinandersetzte, gesagt zu haben: „Handle nun, wie Du es vor Deinem innern Richter glaubst, verantworten zu können“. Ich appellierte an Dein Gewissen! Hast Du denn das so vollkommen in Schlummer gewiegt, daß es sich gar nicht dagegen auflehnte, jetzt ein so durchaus gemeines Machwerk in die Welt zu schicken, was ich kaum vor Scham und innerer Empörung durchzulesen vermochte?

Wie war's nur möglich, daß Deine Phantasie auch nur eine einzige Stunde Deines Lebens bei solch trivialem Gegenstand verweilte — und wie möglich, dies absurde Ding unter Deinem Namen in die Zeitung aufnehmen zu lassen! Du hast Dich furchtbar dadurch herabgesetzt, hast dem Namen Deines Vaters dadurch keine Ehre gemacht —, oder zeugt nicht das Kopfschütteln oder mitleidige Lächeln, mit welchem gutgesinnte, ihn noch mit wahrer Verehrung im Herzen tragende Männer das unglückliche Blatt aus der Hand legen, von innigem Bedauern, daß einer seiner Söhne fähig war, so etwas zu schreiben? — Gott verhüte es, daß Dein Tun und Leben nicht so leichtfertig ist wie Deine Worte; aber Du brauchst Dich nicht darüber zu wundern, — darfst Dich nicht darüber beschweren, wenn jeder, der dies liest, Dich für einen höchst leichtsinnigen, ja verdorbenen Menschen hält. Schrecklich für Dich wie für mich! Und dann, mein Sohn!, bedenke: „Gedanken sind vor Gott schon Taten“, wie viel mehr nun Worte, die gleich dem Samenkorn, was in die Erde fällt, nicht ohne Einwirkung auf andere bleibt; daran aber hast Du wohl nicht gedacht, wie überhaupt wohl an vieles nicht mehr, was zu Deinem wahren Frieden dient. Du hast — O!, es ist nicht anders — Du hast Dein Herz und Deine Sinne verwahrlost; — hast das Beispiel Deines verewigten Vaters, die wiederholten dringenden Bitten Deiner Mutter, — hast Deiner an heiliger Stätte abgelegten Gelübde vergessen und nicht die Mittel zur weiteren Ausbildung Deines religiösen Sinnes und Lebens zu benutzen gesucht [etc.].

[Die Mutter erinnert an Gottesdienstbesuche, Abendmahl, Bibellesen. Soll sich nicht ferner verleiten lassen. Püttmann hat sein Versprechen, ihn zurückzuhalten, gebrochen und auf einen Brief nicht geantwortet. Niemand sagt dem Sohn wohl die Wahrheit, aber die Mutter muß es. — Es folgen weitere Mitteilungen über den Bruder Ferdinand in Berlin. Georg ist von der Militärpflicht freigezogen. Rückzahlung von Geld an Ferdinand. Wohnen im Gasthaus taugt nichts. Tadelt harte Urteile über Menschen.]

Ich scheide hier von Dir, mein Sohn! Laß das gute Wort eine gute Stelle bei Dir finden — und mich in Dir künftig einen braven, „besonnenen“ Sohn! Gott mit Dir und Deiner wahrhaftig treuen Mutter.

Nach Detmolder Abschrift, die mit dem im Internat. Institut f. Sozialgeschichte in Amsterdam befindl. Original verglichen wurde.

Es war gewiß nicht leicht für den Sohn, auf diesen maßlos übertreibenden Brief der liebend besorgten Mutter, den der Vater kaum so geschrieben haben dürfte, zu antworten. Bei Bruno Kaiser (Bd. 5 S. 67 f.) ist die Antwort abgedruckt; sie beginnt: „Liebe Mutter! Dein letzter Brief würde mich grenzenlos geärgert haben, wenn Du ihn nicht geschrieben hättest“. Und der Brief schließt: „Bei gewiß vielen anderen Sünden habe ich doch wenigstens die des Heuchelns nicht und glaube, nie anders als in meiner wahren Gestalt zu erscheinen! Sei aufs herzlichste begrüßt von Deinem Georg“. Man versteht und würdigt diesen Brief erst recht, wenn man die mütterliche Epistel kennt, auf die er antwortet.

Die Mutter empfahl ihm im nächsten Brief den Genuß von Gottes Natur und himmlischer Luft. „Das wird an Geist und Körper Dir besser bekommen als all der heutige schöngeisterische Schnickschnack oder die republikanischen Kannegießereien“. „Du sagst, mein Lieber, Du habest über manches Deine eigene Meinung; mag sein, aber in Deinem Alter darf man sich bei seinen Ansichten noch nicht beruhigen, sondern darüber aus sein, sie möglichst zu berichtigen“. Die eigenmächtige Aufgabe der Stellung in Bonn und eine erste übereilte Reise nach England schmerzte die Mutter dann wieder tief, insbesondere auch leichtsinnig gemachte Schulden und die Absicht des Sohnes, in Köln als 22jähriger Literat ein freies Leben ohne sonstiges Einkommen zu führen. „So geht's“, schrieb die Mutter unter Anspielung auf das aus persönlichen Gründen erfolgte Ausscheiden des Sohnes aus dem Geschäft des Verwandten aus'm Weerth in Bonn, „wenn das junge Volk in die Speichen des Weltenrades greifen will — es wird nicht dadurch in seinem Lauf gehemmt, jenes aber wohl weithin geschleudert“. Es ist das Los der Mütter, solche unruhigen Geister auf ihrem Wege nicht aufhalten zu können, und auch die Frau Generalsuperintendent kam 1844 zu dem Schluß, die Erörterung strittiger Fragen anderen zu überlassen: „Denn erstlich weißt Du's, wie ich über gewisse Dinge denke; zweitens hat dies keinen Einfluß auf Deine Ansichten; und drittens bescheide ich mich auch, hierin nicht die erforderliche Sach- und Ortskenntnis zu haben, um Dich eines andern überzeugen zu können“. Am 19. Juli 1845 (Kaiser 5 S. 170 ff.) hat der Sohn die Mutter in aller Form ein für allemal gebeten, ihn seinen eigenen Weg gehen zu lassen.

Eine rührende Mischung von Stolz und Sorge verrät der Brief, den die Mutter an Georg nach seinem spektakulären und erfolgreichen Auftreten auf dem Brüsseler Freihandelskongreß geschrieben hat. Sie war informiert

durch den umfänglichen Bericht, den Georg am 26. September 1847 seinem Bruder Wilhelm gegeben hatte (Kaiser Nr. 89) und den Wilhelm dann an die Mutter weitergab.

DIE MUTTER AN GEORG WEERTH

13. Okt. 1847

Wilhelm teilte mir einen Brief von Dir mit, der mich in eine nicht zu beschreibende Bewegung versetzte — ich habe dabei gezittert, geweint und gelacht — eins ums andre — und der Kopf glühte mir stundenlang, als hätte ich Champagner getrunken. Denk deshalb aber ja nicht, daß es bloß Stolz auf meinen verwegenen Sohn war, der mich so berauschte — aber der Himmel mag wissen, was alles für Wogen in meinem Kopf und Herzen zusammenschlugen. Erst als eine Nacht dazwischen lag, kam ich zu einer ruhigen Ansicht der Dinge und muß nun nochmals sagen: Es war ein verwegener Streich! Deine Absicht war gewiß die beste, und darum gab Dir Gott auch wohl insoweit das Gelingen, daß diese von der humanen Partei anerkannt wurde. Das Weitere wünschte ich, gäbest Du nun aber der tieferen und höheren Einsicht von Gott und Menschen anheim. Ich glaube es wohl sagen zu dürfen: ein edler Enthusiasmus riß Dich zu diesem Unternehmen hin, aber bedenke, wieviele ältere Erfahrungen stehen Dir gegenüber! Es mag gut sein, daß gesagt, was gesagt ist, und wir wollen hoffen, daß es einem Samen in fruchtbarem Boden gleiche, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit — aber nicht im Sturm gewonnen wird. [Sie warnt ihn dann noch, seinen kaufmännischen Beruf nicht zu vernachlässigen.]

Nach Abschrift im handschriftl. Lebensbild Georg Weerths von Marie Weerth S. 239–240 (Lipp. Landesbibl. Detmold).

Die Mutter hat weiterhin ihre Stimme dann erhoben, wenn nach ihrer Meinung Fragen der Moral im Spiele waren. Unter diesem Gesichtspunkt sah sie die „Schnapphahnski-Geschichte“; ich verweise hierfür auf das Zitat aus ihrem Brief vom 18. April 1849 in meinem Beitrag zu den Westfälischen Lebensbildern (X 161). Den nächsten Anlaß gab Georg Weerths „Proklamation an die Frauen“ in der letzten Nummer der Neuen Rheinischen Zeitung, die er der Mutter am 18. Mai 1849 zugesandt hatte. Der Verfasser empfiehlt darin den Frauen, ihre Männer laufen zu lassen, die in der Revolution versagten, und dafür lieber feurige Ungarn zu nehmen. Niemals habe es hübschere Kinder gegeben, als wenn in jenen gesegneten Feldzügen vor 40 oder 45 Jahren die Franzosen kamen und in die Stadt und jedes Herz hineinmarschierten. „Heute heißt es nicht mehr: ‚Die Franzosen kommen!‘, nein: ‚Die Ungarn kommen!‘, und diese Ungarn sollt Ihr freundlich empfangen. Dies ist die Herzenssache der deutschen Politik. Die Ungarn sind die Franzosen des 19. Jahrhunderts“. „Ergreift Eure zahmen Männer bei ihren liederlichen Zöpfen und hängt sie als Vogelscheuchen, wohin Ihr wollt — nur fort mit ihnen! Die Guillotine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber“.

DIE MUTTER AN GEORG WEERTH

24. 5. 49

Lieber Georg! Mit wahrhaft peinlichem Verlangen sah ich während der letztern unruhigen Zeit einem Briefe von Dir entgegen... Erhielt ich denn am 19. ds. zu meiner Freude Deinen Brief vom 18. Zu meiner Freude einmal, weil ich Dich gesund und — in Deinen Berufsgeschäften zurückgekehrt sah,

und zweitens, daß es nun sowohl mit der Neuen Rheinischen Zeitung als auch mit Deinem Aufenthalt in Köln endlich wirklich zu Ende gehen sollte; O, daß es mit beiden schon so weit gewesen wäre! Mir brennt der Boden unter den Füßen, bis ich höre und weiß, Du seist gänzlich außer dem dortigen Bereich, — diese und jene Zeitungsnachricht in den letzten Tagen hat mir's noch vollends angetan. —

Nun, und die letzte Nummer der Rheinischen nicht weniger — O, Georg!, was war das für Zeug — es ist mir, als müßten die Steine Dich darauf ansehen, — daß Du dazu nur Deinen Namen hergeben mochtest! Noch bin ich nicht wegen der anderen Geschichte [gemeint ist Schnapphahnski. K.] mit Dir im Klaren, — denn Du erwähnst ihrer mit keinem Wort — und ich bin gezwungen, Dir abermals mein innerstes Mißfallen mit dem neusten Produkt zu erkennen [zu] geben. Aber wie konntest Du das auch nur anders erwarten? — Wenn ich gleich das Vertrauen zu Dir habe, daß Dein Tun mit Deinem — so grenzenlos unbesonnenen Geschwätz /: ich kann es nicht anders nennen :/ nichts gemein hat, so sündigst Du doch auch hiedurch an Dir selbst und andern. Es ist verwerflich, sich einen bessern Schein zu geben als man verdient, aber — wir sind es auch uns selbst und andern schuldig und ist den Lehren der heiligen Schrift gemäß, „den bösen Schein zu meiden“. Wie schmerzt mich der Gedanke, daß Du Dich gerade bei den bessern Menschen in den Verdacht der Unsittlichkeit wirst gebracht haben —, vor mehr Jahren gab ein Gedicht im Feuilleton der Kölnischen Zeitung schon einmal dazu Veranlassung. Das mag bei andern vielleicht vergessen oder noch jugendlicher Unbesonnenheit zugeschrieben sein; bei gereiftem Alter aber verzeiht man's Dir nicht, und das geht mir tief zu Herzen. O!, sieh zu, wie Du diesen Scharten wieder auswetzest. Wenn Dir meine Ruhe lieb ist — und ich weiß es ja ganz gewiß, daß sie es Dir ist — so unterlaß fortan dergleichen Schreibereien; sie führen zu nichts Gutem. Und dann: verlaß je eher desto lieber den Ort, der mir im Andenken an Dich zur wahren Qual geworden ist, — und laß mich's möglichst bald wissen, daß und wohin Du ausgewandert bist! Außer Düsseldorf deucht mir, wird mir jeder andre Ort lieber sein als das mir jetzt so grundfatal gewordne Köln! ...

Für heute nichts weiter; ich schließ dies Blatt am Vorabend vor Pfingsten mit dem Wunsch, daß Gottes guter Geist mit Dir sei und Dich auf richtigem Wege leite! Deine ewig treue Mutter

Nach der im Internat. Institut f. Sozialgesch. in Amsterdam befindl. Abschrift.

Der Sohn fegte in seiner Antwort vom 1. Juni 1849 (Kaiser 5 S. 305 ff.) die Meinung der Leute als unerheblich vom Tisch. „Mit Dir, liebe Mutter, ist es etwas anderes; Du hast das Recht, mich zurechtzuweisen und ich tue nichts lieber, als mich vor Dir zu rechtfertigen“. Er konnte unschwer auf absichtliche Übertreibung zugunsten humoristischer Wirkung hinweisen, allerdings auch darauf, daß es albern sei, mit natürlicher Sinnlichkeit pruden Mummenschanz zu treiben.